In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 209. Posen, den 12. September 1928. 2. Jahrg.

Knockout Europa.

Ein phantastischer Roman von Ludwig von Wohl.

1. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Bruce sah ihn lange und forschend an. Dann trat er ganz nahe an ihn heran und sah ihm fest in die Augen. „Sie werden sich doch nicht etwa eine Kugel vor den Kopf knallen, alter Freund?" fragte er in ehrlicher Besorgnis.

Reerink lächelte spöttisch. „Seien Sie unbesorgt, ich werde nicht."

Nein, dieser Mann hat nichts Unheimliches, nicht einmal etwas Geheimnisvolles. Es war ein Mann, der nach langer Ueberlegung einen Entschluß gefaßt hat. Keinesfalls trug er sich mit Selbstmordabsichten. Aber er hatte auch kein Vertrauen. Er schwieg.

Der Ton Mr. Bruces verlor die besorgte Herzlichkeit, als er sagte: „Nun gut, Mr. Reerink, ich werde die Sache übernehmen."

„Ich danke Ihnen, Mr. Bruce. Alles weitere finden Sie in dem Brief.

Das war eine Verabschiedung.

Mr. Bruce verbeugte sich stumm, wollte gehen.

Da hielt ihm Reerink die Hand hin.

Er schlug ein und traf einen Blick, der ihm Männerdank sagte. Fast gegen seinen Willen war ihm warm ums Herz.

Er preßte die Hand ungestüm, knurrte etwas Unverständliches und ging.

Schließlich war George Bruce auch nicht für die Leute, die immer und bei jeder Gelegenheit sich veranlaßt sehen, „ihr Herz auszuschütten" wie einen Eimer Spülwasser. Ja! Der Kerl hatte recht, wenn er den Mund hielt.

Der Briefumschlag hatte eine ungewöhnliche Form. Er war mittelgroß, nicht sehr dick, schien aber einen kleinen, festen, nußförmigen Gegenstand zu enthalten. Bruce schob die Brauen hoch und dachte zuerst an einen Diamanten. Dazu war das Zeug aber zu leicht, und warum sollte auch Reerink —

„Nun, mein lieber Mr. Bruce, was gibt es Neues?" fragte Mrs. Vincent. Ein mit Neugier förmlich geladener Blick streifte den Brief, den er unwillkürlich schnell in die Tasche schob.

„Oh, nichts, wirklich nichts, Mrs. Vincent."

„Wissen Sie was? Ich glaube, Sie lügen, lieber Mr. Bruce!"

„Der Glaube allein macht selig," erwiderte er ernsthaft und stapfte, ihr den Rücken drehend, die Kajütentreppe hinunter.

Was Mrs. Vincent veranlaßte und Stoff gab, mit Mrs. Nichols und Madame Dalardier bis elf Uhr über die schlechten Sitten der Männer im allgemeinen und des unausstehlichen Mr. Bruce im besonderen mit all der Ueberzeugungskraft zu sprechen, der sie ihren Ruf der bedeutendsten Frau von Brisbane verdankte.

Am nächsten Tag stieg ihre Spannung noch um einige Grade.

Gerd Reerink fehlte beim Mittagessen.

Das Frühstück pflegte er stets in seiner Kabine einzunehmen. Aber zur Mahlzeit war er noch immer in den Speisesaal gekommen. Das war seltsam. War er krank?

Auch Mr. Bruce schien es als seltsam zu empfinden. Er war nervös, unzweifelhaft nervös.

Sicherlich steckten die beiden unter einer Decke!

Ein Steward beugte sich über Mr. Bruce und flüsterte ihm etwas zu. Wahrhaftig, der Mann wurde blaß wie eine Kalkwand!

Mrs. Vincent schwamm in einem Meer von selig beunruhigtem Triumph, ihr war zumute wie jemand, der ein Gewitter prophezeit hat und den ersten Donnerschlag hört.

Bruce stand auf und verließ den Speiseraum.

Eine Minute später stand er vor Kapitän Moore.

„Kapitän, Mr. Reerink ist verschwunden. Er hat kein Frühstück zu sich genommen und fehlte beim Lunch. Seit gestern abend hat ihn niemand gesehen. Es wäre vielleicht angebracht, ihn suchen zu lassen."

Kapitän Moore spie seinen Gummi aus und einen Fluch dazu, der einen Dreimaster zum Kentern gebracht hätte.

Dann klingelte er dem Obersteward.

Gleich darauf liefen Matrosen und Stewards durch das ganze Schiff, kletterten in die Kohlen- und Frachträume, stiegen ins Zwischendeck. Aber von Gerd Reerink war weder bei den Chinesen, Javanen und Birmesen der dritten Klasse noch in den Bunkern etwas zu finden. Er war weg, verschwunden, aufgelöst . . .

Nach vollen anderthalb Stunden gaben die Leute das Suchen auf. Es gab keinen Winkel im Schiff, an dem sie nicht dreimal gewesen waren.

Kapitän Moore saß breit und aufgeregt in seiner Kabine und paffte wie ein Fabrikschornstein. Das war ja eine gottverfluchte Schweinerei. Die Scherereien in Brisbane — gar nicht auszudenken. Verhöre, Gerichte, Totenschein — hol's der Geier.

George Bruce aber saß verzweifelt, wie vor den Kopf geschlagen, vor einem geöffnete Umschlag.

Er enthielt drei Dinge.

Einen Brief mit fester, energischer Handschrift.

„An Bord der Aorangi, Donnerstag, den 16.

Lieber Mr. Bruce!

Ich habe mich genötigt gesehen, das Schiff zu verlassen. Sagen Sie also den Leuten, daß Sie das zwecklose Suchen einstellen. Da ich nicht weiß, ob und wann ich Kulturländer wieder betrete, bitte ich Sie, den einliegenden Scheck auf die Hongkong u. Schanghai-Bankgesellschaft einzulösen. Zu diesem Zweck müssen Sie dem Direktor der Bank in Hongkong die gleichfalls einliegende halbe Betelnuß vorlegen oder vorlegen lassen

Damit sind Sie bestens legitimiert.

Das Geld bitte ich Sie, in einer Ihrer Unternehmungen anzulegen, jedoch so, daß ich fünfzig Prozent des Betrages innerhalb eines Monats, den Rest innerhalb eines Vierteljahrs zurückerhalten kann, wenn ich selbst es verlange.

Sollte ich dies innerhalb von dreißig Jahren nicht getan haben, so sind meine Ansprüche auf das Geld erloschen.

Ich verbitte mir, daß Sie mich für einen Dummkopf halten, Bruce! Ich weiß ganz genau, was ich tue. Sie sind ein Ehrenmann. Forschen Sie nicht etwa nach mir — es hat nicht den geringsten Zweck.

Leben Sie wohl.

Ihr Gerd Neerink."

George Bruce stöhnte aus tiefstem Herzensgrund auf. „Der Junge ist verrückt geworden. Er ist wahrhaftig verrückt geworden."

Er sagte es immer wieder vor sich hin. Die Erinnerung kam ihm: Wenn Gerd Neerink sprach wie ein Irrer, dann mußte man etwas dahinter suchen. Das hatte er sich schon einmal gesagt.

Aber hier . . .

Er nahm die beiden andern Dinge vor. Der Scheck war tadellos und ordnungsgemäß ausgestellt und lautete über elf Millionen Dollar.

Seine Faust krachte auf den Tisch. „Das grenzt doch . . ."

Die halbe Betelnuß rollte über die Platte und hüpfte zu Boden. Er hob sie sorgfältig auf.

Sie war vergoldet und seltsam zackig ausgeschnitten. Der Direktor der Bank hatte also wahrscheinlich die andere Hälfte. Sie mußten zusammenpassen, das sah wieder nicht nach Irrsinn aus!

Er las den Brief nochmals: „Ich habe mich genötigt gesehen, das Schiff zu verlassen . . ."

Da stöhnte er wieder und wühlte mit beiden Händen in seinem schüttern blonden Haar.

„Es gibt nur eine Lösung: er ist verrückt geworden . . . armer Kerl."

II.

O'a hatte den weißen Mann zuerst gesehen.

Das war, als sie zum Strand ging, um nach der großen Schildkröte zu suchen, die Ta'avale umgedreht hatte.

Ta'avale hatte dazu seine ganze Kraft gebraucht, und er, der Vater, hatte doch die Kraft zweier Männer. Er war sicherlich nicht schwächer als Pe'a, der Fliegende Fuchs, der seinen Namen von dem verfluchten Nachträuber hatte.

Aber die Schildkröte war schwer — oh, es ist nicht zu glauben, wie schwer sie war.

O'a hatte sie nicht einmal vom Boden rücken können, nicht soviel, wie ein Finger dick ist.

Sie hatte sich also neben der Schildkröte in den weich-weißen Sand gesetzt und ihr erzählt, daß sie für drei Mahlzeiten reiche — mindestens.

Schade, daß sie kein Weibchen war. Schildkröteneier sind etwas Herrliches, und O'a machte ihr heftige Vorwürfe ob ihrer Männlichkeit.

Dann aber tat ihr das Tier leid, weil es so jämmerlich hilflos dalag, und weil sein Blick etwas Verzweifeltes hatte — und sie sagte ihm, daß es nicht Ta'avales Schuld sei, wenn er sie umgedreht hätte. Denn hätte er es nicht getan, so wäre sie ins Meer zurückgekrochen. Und das ging doch nicht!

Gerade da war es, daß der weiße Mann hinter dem Korallenriff hervorkam. Ganz plötzlich und ohne Einbaum — aus dem Meer.

Sie hatte schreien wollen, doch der weiße Mann hatte ihre Stimme verzaubert, daß sie nicht herauskonnte, und ihre Beine, daß sie im Sand zu wurzeln schienen.

Dann hatte er gelächelt und etwas gesagt, das sie nicht verstand. Und gleich darauf hatte er ihre Beine entzaubert, und sie war nach der Hütte gelaufen, zum Vater.

Ta'avale hatte seinen Speer genommen, den großen mit den Haifischzähnen, und war herausgetreten.

Dann standen sich beide gegenüber und sahen plötzlich . . .

Wie böse hatte Ta'avale ausgesehen, als er mit Pe'a kämpfen wollte, damals in Samaki. Der weiße Mann aber glich einer dunkeln Regenwolke, die die große Himmelstrommel birgt.

Es war nicht gut, und O'a hatte geschrien und war zwischen die Männer gesprungen.

Dabei hatte sie ein Haifischzahn am Speer des Vaters geritzt. Ein Glück nur, daß es der große Speer war und nicht der kleine, der in das Baumgift getaucht war.

Der weiße Mann war auf sie zugegangen und hatte ihr die kleine Wunde verbinden wollen. Dabei hatte er gemerkt, daß er nichts an sich hatte, womit er sie hätte verschließen können, außer einem engen schwarzen Kleid, das ganz naß war.

Er sah auch, daß der Ritz nichts bedeutete.

Und er hatte Ta'avale angesehen. Aber die Regenwolke war aus seinem Gesicht verschwunden, und er lachte.

Und Ta'avale hatte ihn auch angesehen und war in die Hütte gegangen.

Das war gestern gewesen. Nun schlief der weiße Mann seitdem, ohne einmal aufzuwachen.

Die Sonne stand schon lange am Himmel, und die Schildkröte war gekocht.

Ta'avale hatte ihr mit der Keule den Kopf zerschlagen. Und er hatte gesagt, es wäre vielleicht besser, wenn er das mit dem weißen Mann auch täte.

O'a war traurig heute. Und doch war das Wetter gut, und sie hatte ein Vogeleiernest gefunden — sechs Eier.

Es war vielleicht, weil der weiße Mann noch schlief.

Und sie wollte wissen, woher er gekommen war — ohne Einbaum. Weiße Männer haben sonst ganz große Einbäume, vielmals größer als die von Safune oder Wahiki. Es mußte riesige Bäume in ihrer Heimat geben. Das mußte der weiße Mann erzählen.

Sie hatte Ta'avale gesagt, er dürfe ihm nicht den Kopf zerschlagen, jedenfalls nicht, bevor er alles erzählt hätte.

O'a mußte noch lange warten, bis Gerd Neerink erwachte.

Wenn man neun Stunden ununterbrochen schwimmen kann, bringt man es auch mit Leichtigkeit fertig, siebzehn Stunden hintereinander zu schlafen. Besonders, wenn man das Schlafen gleich nach dem Schwimmen versucht.

Endlich wachte er auf, weil ihn etwas störte. Er wußte nicht recht was. Vielleicht, daß es nicht mehr schlingerte und stampfte unter ihm.

War die Uorangi gelandet? Brisbane? Unsinn! Da war man ja erst in vielen Tagen — Teufel, wie hart das Bett geworden war — oho! Gerd Neerink setzte sich auf und rieb sich die Augen.

Das Gefühl, an der Erde zu liegen und nicht im erhöhten Bett, hatte den letzten Schlaf vertrieben.

Er sah sich um. Eine Hütte, Bastmatten, sehr zierlich geflochten, Waffen in der Ecke. Speere mit weißblinkenden Tierzähnen besetzt, ein flacher, schmaler, buntbemalter Schild — eine schwere Keule aus Teakholz.

Und ein kauernder Schatten im Hintergrund.

Ein Mann — aha — der Alte von gestern. Wo mochte das Mädel sein?

Der Schatten erhob sich, wuchs auf zu einem großen, prächtig ebenmäßig gebauten Mann, trat ins Licht des Ausgangs.

Alter, weißhaariger Adelskopf — prächtiges, kluges, ernstes Bronzegesicht. Finster. Aber groß angelegt.

Der Alte sagte ein paar begrüßende Worte.

(Fortsetzung folgt.)

Der verbrecherische Gedanke.

Novelle von Otto Wilhelm Beise.

„Herr Untersuchungsrichter — ich weiß, Sie haben kein Urteil zu fällen, es ist nicht Ihres Amtes, Dinge, die mit dem Gesetzbuch nicht zu fassen sind, zu verfolgen. Aber — haben Sie die Güte — nein, die Gnade, mich anzuhören. Es ist doch vielleicht möglich, daß es eine Sühne vor der Welt, daß es eine Strafe gibt. Es muß möglich sein. Sonst gibt es kein Recht auf dieser Erde, und alles ist nur Schein und Trug. Und ich will Recht, Recht und Strafe. Ich halt's ja nicht mehr aus — so ertrag' ich es nicht mehr!" ...

„Wollen Sie mir nicht aber wenigstens erst einmal ..."

„Ich weiß, ich weiß, was Sie sagen wollen. Verzeihen Sie, wenn ich etwas wirr durcheinander spreche. Lassen Sie mir Zeit, eine halbe Minute Zeit. Sie sollen alles, alles erfahren. Herr, lassen Sie mich noch einmal daran denken, wie alles gekommen ist. Und achten Sie nicht auf meine Tränen — es geht vorüber. Nur — es ist so entsetzlich schwer.

Wie es gekommen ist? Herr Richter, glauben Sie mir — dies eine wenigstens glauben Sie mir, — daß ich das Mädchen, das dann meine Frau wurde, sehr, sehr geliebt habe. So geliebt, wie nie einen Menschen vorher. Aber nein, das stimmt schon wieder nicht. Einmal, lange Jahre bevor ich heiratete, kannte ich eine andere; Sonja hieß sie und war eine Russin. Sie war meine große Leidenschaft. Wir verstehen uns, Herr Richter, nicht wahr? Wer hat sie nicht einmal gehabt, diese große, flammende Jugendliebe? Man heiratet sie gewöhnlich nicht — es kommt immer etwas dazwischen. Auch bei Sonja war es nicht anders. Sie hatte mich wohl sehr gern, aber ihr Vater verheiratete sie — nein, verkaufte sie — an irgend einen reichen Kaufmann oder Bankmenschen in gesetzten Jahren. Denn der Vater stand vor dem Bankerott und Sonja war eine gehorsame Tochter. Wir haben uns beide darin gefunden, Sonja und ich, schließlich — woran gewöhnt man sich nicht? Und dann, viel, viel später heiratete ich Ellen und vergaß Sonja. Oder ich glaubte wenigstens, sie vergessen zu haben. Ich sah sie auch nie mehr; sie mußte wohl die Stadt verlassen haben.

Ellen war nicht so schön wie Sonja, gewiß nicht, obgleich sie nicht häßlich war. Aber sie war so demütig, so bescheiden, so treu. Und auch klug. Sie lächeln, Herr Richter? Aber es war so, wie ich sagte, es war ganz gewiß so. Und ich war so glücklich, ich hatte keinen Wunsch mehr.. Ein treues, liebes Weib, ein Zuhause, keine Sorgen — ist das nicht ein ewiger Feiertag?

Es war eine glückliche Ehe — ein schändlicher Verleumder, der das Gegenteil behauptet. Wir hatten keine Kinder, leider, so sehr wir uns danach sehnten. Und es ist möglich, daß wir noch glücklicher gewesen wären, wenn uns das Schicksal diese Freude beschert hätte. Aber vielleicht wären wir übermütig geworden. Man kann es nicht wissen. Und es mag sogar sein, daß diese leise Trauer, die doch immer noch der Hoffnung Raum gab, uns noch inniger aneinanderschmiedete. Jedenfalls lebten wir sieben lange, stille und friedliche Jahre zusammen. Dann wurde Ellen plötzlich krank — irgendeine rätselhafte und undefinierbare Krankheit. Ich sparte kein Geld — aber was hilft das? Die Aerzte wissen auch heute noch so wenig. Es war keine Krankheit, die sich auf den Menschen wirft wie ein Feind — es war ein furchtbares, langwieriges Siechtum, ganz ohne Aussicht auf Besserung.

Herr, haben Sie schon einmal einen Baum, irgend eine Pflanze gesehen, die auf rätselhafte Art plötzlich zu verkümmern und einzugehen beginnt? So war es mit meiner Frau. Erst hustete sie bloß, dann verlor sie ihre frischen Farben, wurde fahl und blaß, das Gehen fiel ihr immer schwerer, schließlich konnte sie sich nicht mehr vom Bett erheben. Wochenlang lag sie so, wurde immer apathischer, zuletzt nahm sie fast keine Nahrung mehr an. Der Arzt hatte mich bereits darauf vorbereitet, daß es sich nur noch um Tage, höchstens um Wochen handeln könne. Dabei immer geduldig, immer ein Lächeln auf den blassen, zerquälten Lippen, wenn ich in ihrer Nähe war.

Ich ging fast gar nicht mehr aus — wenn sie ein paar Stunden in einen Schlaf fiel, der einer Ohnmacht glich, saß ich im Nebenzimmer und bewachte ihren Schlummer.

Und dann — ja, an einem dieser Tage, da es dem Ende entgegenging, klingelte es. Ich hatte das Mädchen zur Apotheke geschickt, ein Schlafmittel zu besorgen, und ging selbst öffnen. Da stand vor mir — Sonja! und war noch schöner, noch hinreißender geworden. Ich erschrak sehr, alle Erinnerungen tauchten wieder aus jener Tiefe empor, in der sie so lange geschlummert hatten, und mein Herz schlug wild und stürmisch. Ich wurde bald blaß, bald rot, und der Boden schien mir unter den Füßen zu weichen. Ich führte Sonja in mein Arbeitszimmer, das neben dem Schlafzimmer lag, und sie erzählte, daß ihr Gatte vor einem halben Jahre gestorben und daß sie jetzt reich und unabhängig und frei sei. Dabei lächelte sie mich an, und ihre Lippen leuchteten so rot wie das Leben. Und ich sagte ihr, daß ich verheiratet sei, seit vielen Jahren — und dann wurde sie plötzlich ganz blaß und lächelte nicht mehr, und ihre Lippen waren fahl und farblos.

Herr, damals glaubte ich, bei dem allmächtigen Gott, ich glaubte es, daß es nur Mitleid sei, was mich veranlaßte, sofort, als ich ihr Erblassen sah, leise hinzuzusetzen — ganz leise: Aber meine Frau ist seit langem krank — sie liegt jetzt da drüben ... im Sterben. — Und dann standen wir beide sehr rasch auf, und ich begleitete sie hinaus und küßte ihre schöne, weiße Hand zum Abschied. Sie streichelte sanft, gedankenvoll meine Haare und war fort, ehe ich noch ein weiteres Wort zu sagen vermochte.

Ich ging nicht ins Schlafzimmer, sondern setzte mich an den Schreibtisch und flüsterte den Namen Sonja wohl tausend Male vor mich hin, formte ihn mit den Lippen und malte ihn mit den Fingern auf die Tischplatte. Und nicht *einmal* dachte ich an Ellen, diese ganze Zeit, bis das Mädchen kam mit dem Pulver. Da mischte ich den Schlaftrunk zurecht, um meiner Frau einige Erleichterung zu verschaffen, falls sie inzwischen aufgewacht sein sollte; denn sie litt furchtbar, sobald sie wach und bei vollem Bewußtsein war.

Da hörte ich ein Geräusch und ging, das Glas in der Hand mit dem Schlaftrunk in der von der Aufregung noch zitternden Hand haltend, hinüber. Ich glaubte, mein Weib wie immer in halber Agonie in den Kissen liegen zu sehen — aber da saß Ellen aufrecht im Bett und sah mir mit großen, angstvoll aufgerissenen Augen entgegen, während ihre Lippen zuckten und unartikulierte Laute ausstießen und ein wilder Fieberanfall ihre blassen Wangen mit dem roten Hauch blühenden, jungen Lebens färbten. Die plötzliche Veränderung war schrecklich — am schrecklichsten aber ihre Augen, die sie starr auf mich gerichtet hielt. In diesen Augen lag eine furchtbare, bittere Anklage, lag der Zusammenbruch einer ganzen Welt von Glaube, Liebe, Treue. Kein Zweifel, sie mußte jedes Wort gehört haben, das Sonja und ich nebenan gewechselt hatten. Und mit der besonderen Empfindlichkeit der Sterbenden hatte sie wohl auch den Tonfall, mit dem ich gesagt hatte: „Meine Frau liegt im Sterben", ein gewisses Gefühl der Erleichterung und Befreiung herausgehört. Gräßlich .. gräßlich, dies zu denken.

Scham, Angst, Verzweiflung überwältigten mich ganz. Ich floh in die äußerste Ecke des Zimmers, um diesen starren Augen zu entgehen — stand am Fenster und bemühte mich, in das dämmernde Grau des sinkenden Abends hinauszublicken. Aber die grausamen Augen hielten mich fest, zwangen mich, mein Antlitz der Sterbenden zuzukehren, warfen meinen Kopf herum — und immer noch saß die Frau aufrecht im Bett, ohne jede Stütze, den schmalen, o, so leicht gewordenen Körper gerade aufgerichtet, und ihre Hände waren mir wie abwehrend entgegengestreckt. Niemand hätte in diesem Augenblick geglaubt, eine Sterbende vor sich zu haben.

Ich hielt das Glas mit dem Schlaftrunk wie ein Geistesabwesender, wie ein Traumwandler noch immer in der Hand. Ich fühlte ganz genau, was Ellen dachte in diesem Augenblick — daß es Gift sei, das ich ihr einflößen wollte, um mich ihrer schneller zu entledigen, daß sie mir schon viel zu lange lebte. Es war kein Gift — bei Gott, Herr. Es war dasselbe harmlose Beruhigungspulver, das sie zwei-, dreimal am Tage zu sich nahm. Aber ich dachte plötzlich, daß es gut sein müßte, für uns beide, wenn diese Augen etwas Schlaf fänden. Ich dachte, daß ich diesen Blick nicht länger ertragen könnte, ohne wahnsinnig zu werden. Da riß ich allen Mut zusammen und näherte mich mit ein paar schwankenden Schritten dem Bett, setzte das Glas an ihre trockenen Lippen. Sie wehrte sich verzweifelt, und die Angst gab ihr unglaubliche Kräfte. Aber ich bog ihren Kopf zurück, öffnete ihre Lippen mit den Fingern und träufelte die Flüssigkeit tropfenweise in ihren Mund. Die Hälfte ging vorbei, anfänglich — aber als der erste Tropfen ihre Zunge berührt hatte, gab sie ihren Widerstand plötzlich auf. Und kaum war das Glas leer, als ihr Körper sich plötzlich in meinen Armen streckte, ein sanfter Seufzer entwich ihren Lippen, sie fiel schwer gegen meine Brust und war — tot.

Und Sie sehen, Herr Richter, in diesem letzten, allerletzten Augenblick, da ihr Haupt bereits nach hinten sank, verloren die Augen plötzlich jenen Ausdruck von Angst, Vorwurf und Grauen — wurden sie ganz sanft, ja, es war der alte, liebe Blick, den ich aus zahllosen Stunden friedlichen Zusammenseins kannte, geläutert nur noch durch ein restloses Verzeihen — und der Mund der Toten lächelte gütig und seltsam.

Gerade das aber war das *Allerschrecklichste*. Dieses gütige Lächeln, dieser Blick voller Versöhnung und Verzeihung in demselben Augenblick, wo sie glaubte, daß ich sie töte. Diese Verzeihung, diese Güte, dieses Mitleid — sie sind die erbarmungsloseste Strafe für mein Verbrechen, an eine andere Frau gedacht zu haben, während mein Weib im Sterben lag. Herr, lesen Sie Ihre Gesetzbücher — es muß doch eine andere, menschlichere Sühne geben. Verurteilen Sie mich nach der ganzen Schärfe des Gesetzes — nur nehmen Sie diese furchtbare Last, diese entsetzliche Erinnerung von mir. Ich kann ja nicht mehr atmen — mit diesem — Bild vor meinen Augen ..."

Rabatt.

Von Jo Hanns Rösler.

Schleuderverkauf in Klavieren.
Bei Piano & Forte.
Einer vornehmen Firma.
Kein Laden. Verkauf nur im vierten Stock.
Gelegentlich gegründet. Gelegentlich einmal pleite

Aber heute:
Großer Gelegenheitskauf wegen Ueberfüllung des Lagers und Umbau.

*

Kommt ein Kunde.
„Sie haben Klaviere?"
„Zu dienen. Selten günstige Gelegenheit. Nie wiederkehrend. Zum halben Preise. Alles zum halben Preise."
Beguckt der Kunde einen Bechstein.
„Kostet?"
„Zweitausend Mark."
„Genommen. Hier sind die tausend Mark."
„Pardon", bedauert Forte, „hier ist keine Ermäßigung darauf. Die herabgesetzten Sachen sind im nächsten Raum."
„Ich denke, Sie bauen um."
„Wir bauen."
„Deswegen verkaufen Sie so billig?"
„Nur deswegen. Eine einmalige Gelegenheit."
Aber da steht Ihnen der Bechstein genau so im Wege, wie ein anderes Stück?"
„Hier vorn bauen wir nicht um. Wir bauen nur im Nebenzimmer um."
„Da haben Sie aber Glück gehabt, daß der Bechstein nicht drüben stand", marschiert der Kunde endlich zu den billigen Klavieren.
Wer sucht, der findet.
Der Kunde findet.
Ein Klavier, schwarz poliert, wenig gebraucht.
Wie neu.
„Kostet?"
„Ab Fabrik achthundert Mark."
„Sie geben fünfzig Prozent Rabatt?"
„Für Sie. Ausnahmsweise."
„Schön. Ich nehme das Klavier."
Der Händler wickelt das Klavier in die Tüte.
„Eine Frage noch", zieht der Kunde die Brieftasche, „Kleinrentner haben doch bei Ihnen zehn Prozent Sonderrabatt?"
Dient Forte:
„Gewiß."
Fragt der Kunde:
„Postbeamte bekommen auch zehn Prozent?"
Dient Forte:
„Gewiß."
Fragt der Kunde:
„Und Musiklehrer erhalten ebenfalls zehn Prozent?"
Dient Forte:
„Gewiß."
Meint der Kunde:
„Ich bin pensionierter Postbeamter, im Verein der Kleinrentner und gebe jetzt Musikstunden. Das wären einmal dreißig Prozent. Wie steht es nun mit der Provision?"
Fragt Forte:
„Welche Provision?"
Meint der Kunde:
„Ich weiß, daß Sie zehn Prozent für Vermittlung eines Kaufes zahlen."
Schluckt Forte:
„Stimmt."
Freut sich der Kunde:
Sehen Sie. Das sind nochmals zehn Prozent. Ich vermittle mir nämlich den Kauf selber."
Sagt Forte:
„Bitte sehr."
Fragt der Kunde:
„Bei Barzahlung geben Sie zehn Prozent Kassenrabatt?"
Sagt Forte:
„Bitte sehr."
Fragt der Kunde:
„Als Verwandter Ihrer ehemaligen Verkäuferin zehn Prozent Personalabzug?"
Sagt Forte:
„Bitte sehr."
Meint der Kunde.
„Und dann bin ich noch Mitglied des Gesangvereins „Männerstimme", auf Radio abonniert, im Schützenverein und im Klub der Grammophonhörer. Das macht gemäß Ihren Rundschreiben viermal fünf Prozent. Dazu die sechsmal zehn Prozent, sind zusammen achtzig Prozent. Dazu fünfzig Prozent Räumungsnachlaß, sind zusammen hundertdreißig Prozent.
Meint Forte:
„Bitte sehr. Sie bekommen demnach noch zweihundertvierzig Mark bar heraus. Hier ist das Geld. Hier ist das Klavier. Bitte sehr. Vielen Dank. Beehren Sie mich bald wieder."
Der Kunde marschiert ab.
Das Klavier unter dem Arm.
Das Geld in der Tasche.
Plötzlich bleibt er stehen.
Kommt nochmals zurück.
Und fragt:
„Was ist? Geben Sie Ihren Kunden nicht gratis Klavierunterricht?"

In Rübezahls Reich.

In den schlesischen Bergen, in der Sudetenkette, die vom Isergebirge mit der Tafelfichte bis zum Altvater die schöne Provinz Schlesien durchzieht, ist das Reich Rübezahls, des Schabernackspielers und Freundes der Armen und Bedürftigen, ist das Riesengebirge das reichste an Vielseitigkeit der Bergformationen.

Der ganze Charakter des Riesengebirges erinnert mehr an ein Hochgebirge, als an ein Mittelgebirge mit seinen typischen abgeschliffenen und gerundeten Formen. Mehrere hundert Meter tief stürzen senkrechte Felswände in die Schneegruben ab, in denen ganz wie im Hochgebirge sich auch im Sommer noch Schneereste erhalten. Nur Hochgebirgstouristen und hochgebirgsmäßig ausgerüstete Kletterer können es wagen, diese Felswände herauf- oder herabzusteigen. Selbst der schroffe Grat des Ziegenrückens, dessen Beschreiten lange wegen der Lebensgefährlichkeit verboten war, trägt so ausgesprochenen alpinen Charakter, daß nur völlig schwindelfreien und an Hochtouren gewöhnten Touristen dieser Kletterpfad, der über Baumwurzeln, durch Knieholz, über schräg abfallende Felsblöcke, oft selbst nur fußbreit, rechts und links zum Klausengrund und Weißwassergrund abstürzen, nach Spindelmühle führt, empfohlen werden kann. Besonders die deutsche Seite des Riesengebirges ist reich an schroffen Felsen, an Hochmooren, wilden Sturzbächen, Wasserfällen und Schluchten. Zwischen Krummhübel und Schreiberhau reiht sich in den Vorbergen wie im Kammgebiet selbst ein herrlicher Wasserfall an den andern. Vom großen Elbfall, bald hinter den Quellen unseres Elbestromes zum Zackelfall und der finsteren Zackenklamm, vom Panschefall zum Kochelfall, all die vielen Gebirgsbäche pressen sich mühsam ihr Bett durch die Felsen und stürzen vom hohen Felsplateau hernieder.

Das Riesengebirge ist das einzige deutsche Mittelgebirge, das mit seiner Kammhöhe von über 1400 Meter die Baumgrenze überschreitet. Bei 1200 Meter beginnt langsam der herrliche Baumbestand an Weißtannen lichter und lichter zu werden. Noch trotzen einige knorrige Fichten mit gebrochenen Kronen dem ewigen Sturm auf der Kammhöhe. Dann aber löst schnell das Kiefernknieholz, jene seltsame, zähe, biegsame, unzerbrechliche, am Boden kriechende Kiefer den Hochwald ab, und almenartige Wiesenstrecken bedecken das weite Kammplateau.

Zwei seltene Hochgebirgsseen liegen in 1000 Meter Höhe, in die Felsen eingebettet. Der Zauber des kleinen Teichs war's, der Gerhardt Hauptmann, dem großen Freund des Riesengebirges die Ideen zu seiner Versunkenen Glocke eingab. Nachtschwarz glänzt das Wasser dieser kristallklaren, aber außerordentlich tiefen Seen, in denen sich die schroffen Abhänge unterhalb der Prinz-Heinrich-Baude spiegeln.

Aber nicht nur Schroffheit und Wildheit ist der Charakter des Riesengebirges, stille, ernste, feierliche Waldungen werden von lichten, grünen Wiesen unterbrochen. Herrliche Buchenwälder zieren das Tal, durch das die Gebirgsbächlein fröhlich dahineilen. Kaum ein anderes deutsches Gebirge zeigt soviel Vielseitigkeit der Formation der Flora und Fauna, wie Rübezahls Reich.

Aus aller Welt.

Heuschreckenplage in der Mongolei. Die Heuschreckenplage in der Mongolei hat einen solchen Umfang angenommen, daß die mongolische Regierung sich um Hilfeleistung an die russische Regierung gewandt hat. Die russische Regierung hat eine Flugzeugexpedition ausgeschickt, die mit Hilfe von Gas bisher eine Fläche von 3300 Hektar von den Heuschrecken gesäubert hat. Die Säuberungsaktion wird fortgesetzt.

Ein römisches Museum in Aschaffenburg. Am Mainufer bei Aschaffenburg, im Anschluß an den Schloßgarten, steht ein nach dem Vorbild eines pompejanischen Hauses erbautes Pompejanum, das von König Ludwig I. errichtet wurde, und das von ihm als römisches Museum gedacht war. Jetzt hat der bayerische Staat beschlossen, diesen Gedanken des Erbauers zur Ausführung zu bringen und das Haus zu einem Museum römischer Altertümer aus dem Maingebiet auszubauen. Für dieses Museum sind bereits wertvolle Fundstücke vorhanden, die bisher im städtischen Archiv an der Stiftskirche in Aschaffenburg untergebracht sind.

Ein nobles Geschenk. Die in Los Angeles lebende Schwester, Fräulein Edna Irving, hat von der Mutter des englischen Offiziers Captain Maxwell Woodlyn, den die Schwester während des Krieges im Lazarett in Boulogne gesund gepflegt hat, ein Geldgeschenk in Höhe von 750 000 Pfund Sterling erhalten. Die Spenderin ist vor kurzem gestorben.

Fröhliche Ecke.

„Anna, wo sind Max und Lieschen?" — „Die gehen am Haus auf und ab, Herr Professor!" — „Um Gottes willen, fallen sie denn da nicht herunter?"

*

Doch Kücken. „Mutti, unsere Katze hat Kücken!" — „Aber Hansi! Eine Katze kann doch nur Kätzchen und keine Kücken bekommen!" — „So? Na und was hat denn Papa gestern abend in dem Korbe mitgebracht?" — „Kücken." — „Siehst du, also hat unsere Katze doch Kücken."